

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 54=74 (1908)

Heft: 8

Artikel: Die Offiziersbekleidung

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-98609>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

LIV. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXIV. Jahrgang.

Nr. 8.

Basel, 22. Februar.

1908.

Erscheint wöchentlich. — Preis per Semester für die Schweiz Fr. 5. — Bestellungen direkt an „Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung in Basel“. Im Auslande nehmen alle Postbureaux und Buchhandlungen Bestellungen an.

Inserate 35 Cts. die einspaltige Petitzeile.

Verantwortlicher Redaktor: Oberst U. Wille, Meilen.

Inhalt: Die Offizierskleidung. — Der „Dschihad“ oder „Heilige Krieg“. — Die Fahrt der „Ville de Paris“ von Paris nach Verdun. — Die Patrouillenkurse der Infanterie. — Eidgenossenschaft: Schiesspflicht ausser Dienst. — Ausland: Frankreich: Schwierigkeiten bez. der zweijährigen Dienstzeit bei der Kavallerie. — Oesterreich-Ungarn: Militärische Jugenderziehung. — England: Die neue Mitrailleur.

Die Offizierskleidung.

Wir haben in frühern Betrachtungen wiederholt dargelegt, von welch ungeheurer Bedeutung es für das Einleben der neuen Militärorganisation in unsern demokratischen Verhältnissen ist, dass der lauernden Reaktion keinerlei Anhaltspunkte gegeben werden, an denen sie ihre zerstörende Tätigkeit ansetzen kann.

Daran wollen wir heute die jungen Elegants im Offizierkorps erinnern. Es ist ganz gleichgültig, wie man selbst über Modetorheiten der Jugend denkt, man kann darüber so mild urteilen, wie dem Alter geziemt, das leider keine Jugendtorheiten mehr begehen darf — das ändert nichts an der Tatsache, dass Offiziers-Gigerl dem demokratischen Auge verhasst sind und dass gar viele gute Bürger meinen, das ihnen so sehr unsympathische Gigerltum sei eine Folge oder eine unabwendbare Begleiterscheinung von jenem Offizierswesen, das ihnen nicht zusagt, obgleich sie dunkel empfinden, dass darin die Tüchtigkeit liegt. *)

*) Die heutigen Abweichungen von der Bekleidungs-Vorschrift sind übrigens nichts im Vergleich zu dem, was sich in der guten alten Zeit nicht bloss junge Herren, sondern alte gesetzte Männer erlaubten. Es wäre an der Zeit, dies festzunageln. Wer aus fremdländischen Diensten heimkam, der behielt nicht bloss den Chic von dort bei, sondern gab auch dem vaterländischen Wehrkleid fremdländischen Schnitt, ohne sich darum zu kümmern, was bei uns Ordonnanz sei. Ja sogar, er scheute sich nicht, für gewisse Kleidungsstücke (Mäntel, Hosen), die ihm schöner dünkende Farbe von dorthier beizubehalten; auch von den andern, deren republikanische Bürgertugend gar nicht im Ausland korrumpiert war, kleideten sich die einen nach französischem, die andern nach österreichischem Modell, und andre nach eigener Phantasie. Im Jahr 1870 rückte mit mir ein Oberst-

Das Bewusstsein, wie sehr denjenigen damit gedient wird, die aus Unverstand oder Absicht die Entwicklung unsres Wehrwesens erschweren, sollte verhindern, durch Extravaganzen in der Uniform die eigne kleine Gefallsucht befriedigen zu wollen. Im übrigen gibt es noch eine Reihe andrer Erwägungen, die veranlassen dürften, dies im eignen Interesse bleiben zu lassen.

Soldatisches Wesen ist die höchste Potenz männlichen Wesens und im Offizier soll soldatisches Wesen am vollkommensten zum Ausdruck kommen. Männliches Wesen kann aber alles eher ertragen, als lächerlich erscheinen, und es gehört schon sehr viel andres mit dazu, dass jemand sich erlauben darf, durch die Ausstaffierung seines Aeussers aufzufallen, ohne dadurch lächerlich zu erscheinen. Eine klassische Schönheit mit feinen Zügen kann sich einen auffallenden Hut erlauben, der einem lieblichen runden Gesicht allen Charme raubt, und eine Toilette, die die jugendlich biegsame Gestalt einer Hebe entzückend hervorhebt, wirkt grotesk bei junonischer Schönheit. Ebenso wirkt auch, wenn das brave Mädchen vom Land in ihrem Sonntagsstaat die Pariserdame kopieren will, für deren Luxus es keine Sonntagstoiletten gibt und die eine einfache unscheinbare Toilette für Gelegenheiten anzieht, wo die Beauté aus der Provinz in ihrem ganzen Staat dahersegelt. Das Wesen der wirklichen Eleganz besteht im genauen Empfinden, wo und wie man durch sein Aeusseres auffallen darf, und in noch schärferm Empfinden

leutnant des alten eidgen. Stabs in die Zentralschule Thun ein, der trug Hosen mit Infanterie-Vorstoss, Scharfschützen-Waffenrock und nur seine neue Mütze war nach Vorschrift; auf Gigerltum machte derselbe allerdings keinen Anspruch!

der unsichtbaren feinen Grenze, welche Auffallen von Groteskwirken unterscheidet.

Diese Sätze allgemeiner Richtigkeit haben erhöhte Bedeutung für den Offizier der Milizarmee, der seine Uniform nur zeitweise anziehen und deswegen sehr darauf achten muss, dass er in ihr nicht den Eindruck jener Sonntagsjäger und Bergfexen macht, die wir aus den „Fliegenden Blättern“ kennen.

Wenn man so junge Herren sieht, deren Kragen breiter als die Rockschrösse — wo die Farbe der Waffenröcke von jener blendenden Helle, die die Schneider so lieben, weil sie bald abschiesst und wieder neue Röcke erfordert — wo die Blousen so eng wie die Trikotuntertaillen und die Reithosen so bauschig wie die verborgenen Höschen der Damen — wo die Mützenschilde so gross wie die Vordächer der Berner Bauernhäuser und die Mütze entsprechend hoch wie der Kragen — dann kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, dass ihnen jene feine Grenze nicht ganz bekannt ist und sie daher in der Unschuld ihres Herzens gar nicht ahnen, wie wenig der Effekt, den sie hervorbringen, dem entspricht, was sie ersehnen.

Die Modetorheiten und Uebertreibungen in den Toiletten einzelner Offiziere haben aber noch eine Bedeutung, welche den öffentlichen Widerwillen dagegen rechtfertigt. Elegant zu sein ist nicht der einzige Grund davon, man will in seinem Aeussern zum Verwechseln gleich sein wie die Offiziere der stehenden Heere, währenddem man gerade seinen Stolz darin finden sollte, in seinem Aeussern nichts andres scheinen zu wollen als was man ist, aber dafür in der innern Tüchtigkeit den andern gleich oder überlegen zu sein. Wenn man seinem Vorbild in Aeusserlichkeiten gleich sein will, kommt man unwillkürlich zu Uebertreibungen *) und verliert die Neigung, zu ergründen, worin die vorbildliche Ueberlegenheit liegt.

Es ist schliesslich noch etwas, weswegen der eigne Takt verbieten sollte, durch besondere Eleganz und entsprechende Modetorheiten hervorstechen zu wollen. Als vor einigen Jahren angeregt wurde, für den Besuch der Offiziersfeste die Uniform abzuschaffen, sprachen wir uns dagegen aus. Einer der Gründe für unsern Standpunkt war, dass durch das Anziehen der Uniform die Verschiedenheit der bürgerlichen Herkunft verschwinde und dass durch die äussere Gleich-

heit das Bewusstsein der innern Zusammengehörigkeit gefestigt werde. Das wird gefährdet durch alles das, was in der Bezeichnung Gigerltum zusammengefasst ist.

Wie ist dem Gigerltum zu begegnen? Niemals dadurch, dass man es durch Feuer und Schwert ausrotten will, das wäre vergebliches Bemühen; der Trieb dazu wurzelt tief in der menschlichen Natur, er ist nahe verwandt mit dem Triebe, der Schönes und Grosses schafft! Deswegen muss man trachten, es nur in harmloser Gestalt hervortreten zu lassen und jenen andern Sinn im Menschen zu entwickeln, der diesen verkümmern macht. Der andre Sinn fängt aber erst dann an zu wirken, wenn das Bewusstsein entwickelt ist, dass man durch seinen innern Wert etwas gilt. — Ich glaube nicht, Gigerltum sei in unserm Offizierskorps so verbreitet, dass man ernstlich darüber nachdenken muss, wie ihm zu begegnen; wäre dies aber der Fall, so hätte es ganz allein seinen Grund in ungenügender oder unrichtiger Weckung des Offiziersbewusstseins.

Es muss an dieser Stelle noch auf etwas andres hingewiesen werden, das ich für viel bedeutungsvoller erachte als alle Modetorheiten in der Uniform, ich meine die Gewohnheit der berittenen Offiziere, ihrer Uniform und Ausrüstung einen mehr oder weniger eleganten Reitstock beizufügen; sie tragen ihn nicht bloss zu Pferde, wo ersich allenfalls als beschämendes Zugeständnis des geringen Durchgerittenseins ihrer Pferde entschuldigen liesse, sie tragen ihn auch zu Fuss und behandeln ihn als integrierenden Bestandteil ihrer Ausrüstung, als Symbol ihrer Stellung!

Warum tragen überhaupt diejenigen, die reiten, ihre Peitsche so gerne auch dann noch, wenn sie vom Pferde gestiegen sind? Warum hat der Herr zu Pferde in der Regel eine Peitsche und der Reitknecht in der Regel nicht? Das ist nicht, weil man als selbstverständlich annimmt, dass dieser besser reitet und daher dieses Hilfsmittels, das Pferd zu beherrschen, nicht bedarf. Das alles hat ein und denselben Grund: Das Recht, die Peitsche zu führen und gegen den Niederen zu brauchen, war in vergangenen Zeiten Herrenrecht und es ist die Reminiszenz hievon, die das Peitschentragen heute noch so beliebt macht. Darin liegt aber auch der Grund, weswegen es nicht geduldet werden dürfte.

Nachdem in der guten alten Zeit die berittenen Offiziere unsrer Armee nur bei feierlichen Anlässen den Säbel umschnallten, sonst immer mit Reitstock oder Reitpeitsche herumliefen, hörte dies auf, als man anfang, der Erschaffung soldatischen Wesens grössere Bedeutung beizulegen. Dann fingen wieder einige Elegants damit

*) Als vorigen Herbst die englische Kommission zum Studium unsres Wehrwesens von gütigen Herren unsres Landes in deren Automobilen zu den Manövern gebracht wurde, waren einzelne dieser Schweizer Herren in tadelloso korrektem englischem Dress für Autofahrer, bei den englischen Herren dagegen liess die Korrektheit des englischen Anzuges viel zu wünschen übrig; ganz besonders mussten bei den vornehmsten unter ihnen grobe Verstösse dagegen schmerzlich konstatiert werden.

an und jetzt hat der Brauch so um sich gegriffen, dass die Behörden vor der Wahl stehen, entweder den Offiziersstock zur Ordonnanz zu erheben oder dagegen einzuschreiten.

Ausländisches Vorbild war die Ursache, warum man es chic fand, ein Stöckchen in der Hand zu haben. Aber das Vorbild kam aus Armeen, in denen noch andre Reminiszenzen aus der Zeit der Söldnerheere vorhanden sind, und wir möchten die Ansicht äussern, dass, wenn das Tragen des Stöckchens auch nur als eine nichtsbedeutende Aeusserlichkeit erscheint, doch in diesem Offizierschic eine der Ursachen zutage tritt, warum es in jenen Armeen an manchem Wesentlichen fehlt, um kriegerischen Erfolg sicherzustellen.

Der „Dschihad“ oder „Heilige Krieg“.*)

Zwar sind, einer neuesten Nachricht aus Eingeborenkreisen Marokkos zufolge, die französischen Truppen nach Settât zurückgekehrt, und sollen die aufständischen Stämme samt der mit ihnen vereinten hafidischen Mahalla vollkommen zerstreut haben; allein wichtige Meldungen kamen aus Fez mit dem Inhalt der Briefe Muley Hafids, in denen er die Absicht ausspricht, nach Beendigung des „heiligen Krieges“ nach Fez zu kommen, und nach Wiedereinnahme Casablancas und derjenigen Udschas die alte Grenze wieder herzustellen, und in deren einem er schon am 15. Januar mehrere Bewohner von Fez zur Besprechung bezüglich des heiligen Krieges zu sich einlud.

Inzwischen scheint der „heilige Krieg“ bereits zu beginnen; denn eine zweite Nachricht aus Marrakesch, dem Hauptstützpunkt Muley Hafids, besagt, dass am 3. Februar 5000 Mann die Hauptstadt verliessen, um in den „heiligen Krieg“ zu ziehen; und eine dritte, inzwischen zwar dementierte, jedoch symptomatische aus Paris, dass das französische Kolonial-Armee-korps Befehl erhielt, sich für alle Fälle zur Mobilmachung vorzubereiten. Ob sich jene 5000 Mann gegen das Schaujah-Gebiet und Ber-Reschid, 175 km von Marrakesch, zur Verstärkung der Streitkräfte Muley Hafids bei Settât und Meschraschair am Rebiafluss, was zunächst wahrscheinlich erscheint, und alsdann, worauf der eine Brief Muley Hafids hindeutet, nach dem 385 km entfernten Fez wenden werden, oder, wie es scheint, vorher gegen Casablanca, das 210 km von Marrakesch entfernt ist, zum Angriff vorgehen, steht zur Zeit noch dahin.

In Fez und vielen andern Orten wurde, wie bereits berichtet, in den Moscheen der „heilige

Krieg“ gepredigt, und erklärte sich der Kaid El Kittani, der Urheber der dortigen Revolution, bekanntlich bereit, sein ganzes Vermögen für diesen Krieg zur Verfügung zu stellen, und mit den Revolutionären nach Casablanca zu ziehen. Nun ist jedoch weder für dies Unternehmen noch für ein solches Muley Hafids gegen Casablanca, „um die Franzosen ins Meer zu werfen“, die mindeste Aussicht vorhanden, dass sie glücken. Denn Casablanca ist bekanntlich von ihnen stark besetzt und befestigt, und befindet sich überdies unter dem Schutz der französischen Schiffsgeschütze. Immerhin macht sich ein weit offensiverer Geist in den Briefen und den jüngsten Operationen Muley Hafids bemerkbar, als bisher, der auch aus dem jüngsten scharfen Gefecht bei Dark Sebar bei der Rekognoszierung Oberst Boutégourds südlich Ber-Reschids und dem nächtlichen Angriff der Marokkaner am 2. Februar hervortrat, die beide französischerseits einen Gesamtverlust von 68 Mann verursachten, so dass, nachdem Oberst Boutégourd sich von starken Araberscharen, angeblich 25,000 (?) Mann mit 20 Geschützen, umringt sah, er den Rückzug nach Ber-Reschid antrat. Auch der unlängst in Fez aufgegriffene Brief Abd el Asis an Muley Amrani, in welchem Abd el Asis mit einem Kriegszug gegen Fez droht, der inzwischen vorbereitet zu werden scheint, ist geeignet, die Stimmung in Marokko für den „heiligen Krieg“ zu steigern. Gewinnt die Bewegung für denselben aber weitem und noch ernstem Umfang, so erscheint es nicht ausgeschlossen, dass bei aller bisherigen Geneigtheit Muley Hafids, mit den Franzosen zu paktieren, er von ihr fortgerissen wird, und dass der „heilige Krieg“ in Marokko in voller Kraft ausbricht. Unter diesen Umständen ist ein Blick auf seine Verhältnisse zur Zeit von Interesse.

Während in Ländern mit straff zentralisierter Staatsgewalt die Erklärung des Krieges in der Hand der Krone oder der des Parlaments liegt, ergeht in Marokko und der Türkei die Aufforderung zum „heiligen Krieg“, dem Dschihad, von der obersten Religionsbehörde, in der Türkei dem Scheich-ul-islam, in Marokko, wie es scheint, dem Scherif von Ouezzan, der sich unlängst mit seinem mächtigen Anhang für Muley Hafid erklärte. Zum „Dschihad“ kann jedoch auch jeder Schriftgelehrte und selbst jeder Laie auffordern. Nun ist jedoch Marokko kein Reich mit einer regelmässig funktionierenden Regierung, deren Gewalt im Lande überall anerkannt und wirksam ist, überhaupt dem Wesen nach kein Staat, sondern ein anarchisches Land, dessen einzelne Stämme lediglich ihre Sonderinteressen verfolgen, — wo der moslemische Fanatismus das einzige Band

*) Näheres über den „heiligen Krieg“ im Dictionary of Islam von Th. P. Hughes, „Jihad“, London 1885, und in Bouillie: Jihad in Mahomedan War, London 1871.